

Gespaltene Antlitze

LORENZO RAVAGLI: **Gespaltenes Antlitz. Amerika auf der Suche nach seiner Identität**, Pforte Verlag, Reihe *entwürfe*, Dornach 2008, 117 Seiten, 9 EUR.

Blickt man aus europäischer Sicht nach Amerika, genauer gesagt auf die Vereinigten Staaten, so kann man dort vielfach europäischen Kulturimpulsen begegnen, die, als sie im 18. und 19. Jahrhundert begannen, sich in der Neuen Welt eigenständig fortzubilden, eine von der Alten Welt unabhängige Richtung einschlugen. Nimmt man diese Tatsache ernst, dann zeigt sich Amerika gerade für Europa auch als ein Spiegel, als ein gewisser Gradmesser eigener Impulse, »so gesehen ist Kritik an Amerika immer auch Selbstkritik und Bewunderung immer auch Selbstbewunderung« – zumindest tendenziell. Weder an Kritik noch an Bewunderung gegenüber den USA mangelt es, im Gegenteil: Die Fronten bei der Einschätzung nationaler wie globaler amerikanischer Aktivitäten im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Milieu sind meist klar verteilt – in *amerikaphile* wie *amerikaphobe* Vertreter. Dies Auseinanderklaffen und zugleich die relative Berechtigung beider Positionen unter Heranziehung bestimmter Argumente konstatiert Lorenzo Ravagli zu Beginn seines Entwurfs (als solchen darf man die Publikation in Anbetracht der Editionsreihe wohl nennen), der die Zwiespältigkeit amerikanischer Identität, die Doppelbödigkeit amerikanischer Geschichte zu beleuchten gewillt ist. Bereits das Cover des Buches verrät, welche der Spaltungen im Antlitz Amerikas (denn es gibt sicherlich nicht nur eine) hier im wesentlichen gemeint ist: Von der Mitte des horizontal geteilten Titelbildes, ragt nach oben ein Indianerzeltigen Himmel, während an der als Spiegelachse fungierenden Mittellinie, sich nach unten hin die spiegelverkehrt-kopfstehende Freiheitsstatue gegen den Hintergrund abhebt. Die beiden den Ausführungen vorangestellten Zitate von Luther Standing Bear, Häuptling der Oglala Sioux Indianer, und George W. Bush, konkretisieren neben den ins Bild gesetzten Statussymbolen noch-

mals die Richtung der Betrachtung: Um Amerikas Identität zwischen *angloprotestantischem* und *indianischem* Antlitz soll es gehen.

Warum scheint dies Spannungsfeld von aktuellem Interesse? Dazu äußert sich Ravagli anfangs explizit: »Die Versuchung, vor der Amerika gegenwärtig steht, ist die Versuchung der Macht: die Versuchung, sich selbst als Ziel der Geschichte zu deuten und seine Überlegenheit in alle Winkel der Erde zu projizieren, in der Gewissheit, dass niemand sich ernsthaft entgegenstellen kann, und in dieser Projektion der Übermacht nur die eigenen Mängel zu verewigen. ... Der Schatten des gegenwärtigen Amerika ist sein verdrängtes Irrationales; es ist nicht das Indianische, sondern das Spirituelle, dessen Erkenntnis die indigenen Völker in größerem oder geringerem Umfang besaßen. Es mag müßig scheinen, sich mit ›untergegangenen‹ beziehungsweise vollständig marginalisierten Völkern oder Kulturen zu beschäftigen, wo doch die ›zivilisatorischen Aufgaben‹ heute ganz anderes von einem ›wohlwollenden Hegemonen‹ verlangen. Aber mit den Völkern ist auch ihr Wissen untergegangen, das, wenn auch in anderer Form, notwendiger Bestandteil kultureller Selbsterkenntnis ist – des ›Amerikanischen‹, aber auch des ›Europäischen‹, das sich im Amerikanischen wiedererkennt«.

Beide Antlitze, das des angloprotestantischen wie des indianischen Amerikas, stellt Ravagli im Verlauf des Buches gegenüber, indem er den Gründungsmythos der europäischen Siedler ebenso wie den Ursprungsmythos der Hopi-Indianer vorträgt. Dies zusammenfassend, findet der Autor auf angloprotestantischer Seite im puritanischen Sendungsbewusstsein der ersten Pilgerväter den Glaube an das *manifest destiny*, ein von Gott auserwähltes und mit dem Heiligen Land beschenktes Volk zu sein, das im Namen von *life*, *liberty* und *pursuit of happiness* zur permanenten Ausdehnung der *frontier*, zur Zivilisierung und Zähmung des Wilden, berufen sei, während auf indianischer Seite eine umfassende, mythologisch-imaginative Geschichte über die Schöpfung der Welt und deren Entwicklungsstufen in verschiedenen Stufen bis zur heutigen Zeit als kultureller Schatz lebe.

Zwei Aspekte amerikanischer Identität – doch von pluralistischer Ergänzung ist hier nicht die Rede. Als Problem sieht Ravagli vielmehr, dass bis heute diese beiden amerikanischen Identitäten in einem permanenten *Clash of civilizations* stehen, da sich die europäischen Siedler unentwegt als privilegierte Kultur begriffen und in einem jahrhundertelangen »Genozid« die indigenen Impulse physisch wie geistig scharf bekämpft haben – ungebremst, ja sogar befeuert von den eigenen religiösen Vorstellungen. Diese Dauerexklusion des sogenannten Fremden, Wilden, Irrationalen, Mythischen, sieht Ravagli letztlich als Wunde, als Defizit und Mangel des heutigen Amerika, in dem zwar zeremoniell religiöse Praktiken verankert seien, das weltliche Diesseits jedoch durch strikte Trennung von Religion und säkularen Lebenszielen zu einem moralfreien, bzw. morallosen Raum verkomme. »Der westliche Lebensstil, dessen Außenseite die Effizienz und die Herrschaft der Utilität ist, den man als ›Amerikanismus‹ bezeichnen kann, ist, von innen her gesehen, der Tod der Kultur. Unter Kulturtod ist die Preisgabe des Menschen an den Utilitarismus zu verstehen. Dieser ›Amerikanismus‹ ist heute kein auf Amerika beschränkte Phänomen, er ist globalisiert und auf allen Kontinenten zu finden. Das Evangelium des Erfolgs und die Ideologie der Effizienz, eine Weiterentwicklung des Utilitarismus, sind die Frohe Botschaft, die uns Erlösung verheißt«. Nicht ohne Zynismus charakterisiert Ravagli hier das, was er an anderer Stelle »Furcht vor der lebendigen Gegenwart des Geistes« nennt; überhaupt hält er sich mit Kritik am angloprotestantischen Antlitz Amerikas selten zurück.

So sehr die Argumente auch überzeugen können, mit denen der Autor die nachklingenden Impulse der europäischen Aufklärung aufspürt, die sich im heutigen Amerika zu einem geistfremden, rationalistischen Materialismus verstiegen haben, so berechtigt viele weitere Kritikpunkte am heutigen Auftreten Amerikas auch sein mögen: Mir fehlt bei der Darstellung manchmal die Ausgewogenheit der sprachlichen und analytischen Gebärde. Denn mit anschwelldem Ton unternimmt der Autor teils

das selbst, was er dem angloprotestantischen Amerika vorwirft: eine dualistische Spaltungsrhetorik. Statt die indianischen Geistimpulse gegen die rationalistische Kultur des modernen Amerika in Kampfstellung zu bringen – wie es streckenweise den Anschein haben kann –, ließe sich z.B. fragen, in welcher Form diese mythischen Quellen heute verwandelt und befruchtend als Kulturimpulse wirksam werden könnten, jenseits von gekränkter Rückbesinnung oder gezielter Ausrottung. Um aber diese Verwandlungschancen zu befragen, sind die Errungenschaften des angloprotestantischen Antlitzes ebenso wie dessen Defizite zu besprechen, ist dies Antlitz selbst in seiner eigenen Gespaltenheit und Tragik differenziert zu beleuchten, ist es wichtig, nicht – wie auf dem Cover – die Freiheitsstatue nur auf den Kopf zu stellen; denn dann entsteht eine Karikatur, die der Wirklichkeit ungerecht zu werden droht, auch deshalb, weil sie die nicht bloß dialektische, sondern *reale* Spannung des gespaltenen, doppelbödigen amerikanischen Antlitzes, die zu Beginn noch in ihrer Berechtigung konstatiert wurde, der kristallinen Struktur einer dualen – und damit einseitigen – Figur opfert.

Der genannte Einwand mindert nicht den Umstand, dass hier eine insgesamt prägnante Schilderung vorliegt, die die Auseinandersetzung mit den Antlitzern Amerikas – und ebenso mit dem eigenen kulturellen Gesicht – bereichern kann.

Philip Kovčec

Entzauberte Welt

BERNULF KANITSCHIEDER: **Entzauberte Welt. Über den Sinn des Lebens in uns selbst**, Eine Streitschrift. Hirzel Verlag, Stuttgart 2008, 218 Seiten, 24 EUR.

Wer es immer noch nicht weiß, hier wird es gründlich und gnadenlos vorexerziert: In der Natur, im ganzen Kosmos lässt sich kein Sinn *auffinden*. Die Natur hat ihre Gesetze, nach denen sie funktioniert, sich verhält, lebt, evolviert etc. Sie trägt keine moralischen Etiketten, sie schreibt nichts vor, trägt nichts nach, verlangt nichts, sie ist und reagiert einfach.

Wie ist es mit der Kultur, mit anderen Menschen? Hier wird vieles vorgeschrieben, als unerlässlich proklamiert; traditionelle und neuere Religionen und Gesinnungsgemeinschaften überbieten sich in sinnstiftenden Forderungen. Was ist davon in rein moralischem Sinne, das heißt genauer: für das individuell bestimmte Handeln, zu halten? Mit guten Gründen: Nichts. Denn durch das Einhalten vorgegebener, nicht selbst gesetzter Zwecke, moralischer Maximen oder Vorschriften ist selten etwas Brauchbares, Fruchtbare oder Originelles in die Welt gekommen: in vielen Fällen Bevormundung und Nachbetung, in schlimmeren Fällen Unterdrückung oder Ausnutzung seiner selbst oder anderer Menschen oder beides.

Was bleibt? Der Mensch des Augenblicks, der Gegenwart. Er vermag sich selbst Sinn zu geben, sich seine eigenen Ziele zu setzen, sich selbst in seinem Leben und in seinem Zusammensein mit seinen Mitmenschen Sinn zu verleihen. Das geht einher mit einer Wertschätzung von Freude, von Lust, von Humor, uneinträchtig durch allfällige Moralvorschriften. Aus Klugheit wird man es dabei vermeiden, anderen Menschen und der Erde Schaden zuzufügen, da dies sonst Rückwirkungen auf die eigene Lebensfreude hat.

Soweit so gut bzw. so lustvoll. Was hat das aber alles mit Naturalismus zu tun? Eigentlich wenig bis gar nichts. Anarchisch, hedonistisch oder einfach bürgerlich-atheistisch veranlagte Menschen haben das auch schon vertreten. Das Buch versteht sich als Vorschlag für ein naturalistisches Lebensideal, als Psychotherapie des objektiven Sinnverlustes, nach der Entlarvung der Zentralstellenillusion des Menschen, als alternativer Lebensentwurf nach dem Abklingen der Euphorie der metaphysischen Sonderrolle des Menschseins.

Mindestens ein paar Dinge vergisst Kanitscheider oder nimmt sie nicht hinreichend ernst: Er selbst als Mensch enthebt sich seiner Sonderrolle – und bestätigt sie damit. Er selbst mit seinem scharfen Verstand traut diesem keine Sinn- oder Zielsetzungen zu, sondern nur Optimierungen bereits vorhandener Triebe – und tritt damit als sinnstiftend auf. Er selbst ordnet

sein Denken den kausalen Naturgesetzen unter – und hebt es damit auf. Gemäß seinem Selbstverständnis ist sein Urteil selbst ein reiner Naturprozess und somit diesseits von wahr und falsch.

Der Hochhebung des kritisch-rationalen Denkens ist weitgehend zuzustimmen. Nur ist Kanitscheider hier nicht kritisch genug und zu wenig aufklärend. Sein Denken ist nicht in erster Linie zersetzend hinsichtlich aller gegebenen Traditionen, sondern inkonsequent, indem es neue Traditionen schafft und die eigene nicht in Frage stellt. Er geht nicht bis an den Punkt einer nüchternen Selbsterkenntnis, der Auslotung von dessen Möglichkeiten und Grenzen, sondern beschränkt seine empirische Reichweite und seine tätige Autonomie in vorauseilender Verbeugung vor den Göttern der ehernen (kausalen) Naturgesetzen und des Zufalls gleich selbst (wäre dazu ein reiner Naturprozess in der Lage?). Der individuellen Aktivität wird zwar beim Lustgewinn und dessen Optimierung eine große Rolle zuerkannt, dabei aber übersehen, dass es auch eine Denkaktivität gibt, das heißt eine *aktiv* gesteigerte Rationalität. Diese bietet einen Schlüssel für eine Selbstaufklärung des Denkens und eine Selbstbestimmung des Handelns, die allen allfälligen Abhängigkeiten gewisser Formen des Denkens von bestimmten Naturprozessen vorangeht – und doch Teil der Natur im umfassenden Sinne ist.

Der ideologische, also nicht wirklich kritische Charakter dieser »Streitschrift« wird an einigen Stellen deutlich, so wenn etwa die Sinnsuche als Krankheit bestimmt wird – eine sich humorig-ironische zierende Diskriminierung –, oder wenn für die Aberkennung der Sonderstellung des Menschen die Tugend der Bescheidenheit reklamiert wird, obwohl der Absolutheitsanspruch dieser Aussage das gerade Gegenteil davon ist. Da der Mensch gemäß Kanitscheider sich seine eigentlichen Ziele ohnehin nicht selbst setzen kann, sondern nur an deren Steuerung und Optimierung und nicht an deren Entstehung beteiligt ist, trägt er weder individuelle Verantwortung für sein Erkennen und Handeln noch kann er ein über sein getriebenes Subjekt hinausgehenden Anspruch für seine ratio-

nal nicht einholbaren, in seinen unbewussten Tiefen wurzelnden und neue Traditionen generierenden Meinungen beanspruchen.

Renatus Ziegler

Natur ohne Geist

HANS MOHR: **Einführung in (natur-)wissenschaftliches Denken**, Springer Verlag, Berlin, Göttingen, New York 2008, 110 Seiten, 29,95 EUR.

Der emeritierte Professor der Biologie in Freiburg, Hans Mohr (Jahrgang 1930), hat ein neues Buch vorgelegt, dessen Titel etwas problematisch erscheint. Ist Wissenschaft im umfänglichen Sinne gemeint (Natur- und Geisteswissenschaften)? Weshalb dann noch die in Klammern gesetzte zusätzliche Spezifikation? Im anderen Falle wäre der einfache Titel »Einführung in naturwissenschaftliches Denken« angezeigt. Wer die Schrift gelesen hat, wird ohne Zögern den letztgenannten Titel für angemessen halten. Der Leser wird aber außerdem den Eindruck gewinnen, dass es dem Autor jenseits der titelbezogenen Darlegungen sehr wichtig war, bereits in früheren Publikationen schon Geäußertes in kurz zusammenfassender Form zu präsentieren. Dafür sprechen die vielen Selbstzitate in den Hinweisen über »Weiterführende Literatur« zu den einzelnen Kapiteln. Dafür sprechen auch mehrere Kapitel des Buches, über die er schon mehrfach publizierte, die an und für sich selbst zwar wichtig sind, mit der Thematik der vorliegenden Schrift im *engeren Sinne* aber kaum etwas zu tun haben; man könnte sie unter dem Gesamttitel »Wissenschaft und Gesellschaft« (Titel von Kapitel 10) zusammenfassen. Weitere entsprechende Kapitelüberschriften: »Wissen als Ressource«, »Akzeptanz des Wissens«, »Technikfolgenabschätzung als wissenschaftliche Disziplin«.

Zwei Dinge sprangen mir beim Lesen des Buches ins Auge – ihr Zusammenhang ist evident: Erstens: Die betonte, stark vorherrschende Orientierung an den anorganischen Wissenschaften, insbesondere der Physik (Stichworte: Quantifizierung und Mathematisierung, Auf-

findung von Gesetzen, Lösungen in Form von »Formeln, Funktionen, Algorithmen« (S. 25) usw.). Entsprechend fallen die gewählten Beispiele aus (z.B. Kapitel 2). Was hingegen völlig fehlt, sind auch nur Hinweise auf Phänomene, Probleme und Begriffe oder Bilder, die sich auf das zentralbiologische Gebiet der Morphologie in Verbindung mit Entwicklungsbiologie, Evolution und Systematik beziehen. Ebenso fehlt jegliche Erwähnung der Ethologie (Verhaltensforschung). Die Einseitigkeit, mit der der Autor in seiner »Einführung« auf die phänomenologisch extrem breit gefächerte Natur eingeht, ist eklatant. Wichtigstes fällt unter den Tisch, z. B. auch die gesamte Geologie.

Zweitens: Hans Mohr liefert in seinem Buch, auch wenn dies wohl nicht als primäre Absicht desselben gelten kann, vor allem ein in sich konsistentes, durchgängig materialistisches Natur- und Menschenbild mit. Auf mich wirkt dieses Bild als der eigentliche Kern des Buches. Dieses Weltbild oder diese Weltanschauung fasst der Verfasser selbst so zusammen: »Der philosophische Naturalismus bildet die Grundlage der Naturwissenschaften. Er geht davon aus, dass die Natur ohne das Zutun übernatürlicher Faktoren oder transzendenter Kräfte erklärt werden kann. Antinaturalistische Prinzipien, z.B. Götter oder platonische Erklärungselemente, sind in den Erfahrungswissenschaften aus guten Gründen nicht zulässig. Die gilt auch für die Erklärung von Bewusstsein und Geist.« (Kapitel 4.5: »Das naturalistische Weltbild – eine Zusammenfassung«). »... nicht zulässig«: Es ist fast so etwas wie ein Denkverbot in Richtung Idealismus, spirituellem Phänomenalismus usw., sofern es um »Wissenschaft« gehen soll. Nun einige Facetten des »philosophischen Naturalismus«: Mohr ist ein kompromissloser Verfechter des Neodarwinismus (Synthetische Theorie der Evolution) wie auch der Genetik. (Dass sowohl diese wie auch der Neodarwinismus seit jüngster Zeit in einem entscheidenden Umbruch stehen – vgl. z.B. Joachim Bauer: *Das kooperative Gen*, Hamburg 2008 – ist dem Autor vermutlich entgangen). Einige Zitate: »... in der Biologie machen die Einzelaussagen nur Sinn im Lichte der molekularen Genetik und

der Evolutionstheorie« (S.12). »Die biologische Evolution lässt sich mathematisch ... als eine Optimierungsstrategie zur Anpassung der an eine begrenzte, an Ressourcen knappe und sich ständig wandelnde Umwelt formulieren« (S.74). Unser Genom »bestimmt unsere biologischen Eigenschaften« (S. 68). Ebenso »bestimmen unsere Individualität« die im Durchschnitt etwa 100 unterschiedlichen Gene zwischen Mensch und Mensch (S. 68). »Die Vorgänge in der Natur sind kausal; die Erwartung kausaler Zusammenhänge ist deshalb ein hoher Selektionsvorteil« (S. 27).

Sehr charakteristisch für Mohrs Menschenbild ist seine »Mesokosmos«-Vorstellung, eine Welt der »mittleren Dimensionen«, unsere »provinzielle« Lebenswelt, »physische und kognitive Nische, in der wir uns während der (Hominiden-)Evolution eingerichtet haben« (S. 100). Aus der alten Makrokosmos/Mikrokosmos-Idee, in welcher der Mensch als Kosmopolit und Mikrokosmos eine Mittelpunktstellung im Weltganzen (Makrokosmos) einnimmt, degeneriert er in der rein physisch-räumlich gedachten »Mittelwelt« (für die allein er ausreichend »angepasst« ist) zu einem halbblinden »Nischenwesen« – also einem Tier, oder eben nach Monod einem »Zigeuner am Rande des Universums«. Dementsprechend vertritt Mohr die »Evolutionäre Erkenntnistheorie« (vgl. Lorenz, Riedl, Vollmer) mit großer Vehemenz: Gemäß der »mesokosmischen Provinzialität unseres Erkenntnisvermögens« schränkt sich wissenschaftliche Erkenntnis »außerhalb der mittleren Dimensionen auf das ein, was man mit Hilfe mathematischer Strukturen erfassen kann. Mathematik wurde die Sprache der Physik«, sowohl der kosmischen wie der atomar/subatomaren Dimensionen (S. 19).

Ignoramus-Bekentnisse und Scheinerklärungen: »Die Frage nach der wirklichen Natur der Dinge halten die meisten Wissenschaftler für sinnlos, weil ...« (s. oben). Das Leib/Seele-Problem hält der Autor für eine unlösbare Aporie, gleichzeitig den freien Willen für eine Illusion, ebenso moralische Freiheit und Verantwortung, an die zu glauben genügt. »Das klassische naturalistische Weltbild hat für diese Illusion keinen Platz« (S.

45). Der für jegliches materialistisches Weltbild unverzichtbare Begriff der (schöpferischen!) »Wechselwirkungen« – billigster Ersatz für nicht in Erwägung gezogene Geistwirklichkeiten – ist für den Autor »selbstverständlich«: »Moleküle schließen sich zu Stoffwechselbahnen zusammen, aus deren Wechselwirkungen Zellen hervorgehen. Durch die Wechselwirkungen zwischen Zellen entstehen Organismen; durch die Wechselwirkungen zwischen Organismen entstehen Sozietäten, Ökosysteme und Wirtschaftssysteme« (S. 40). So einfach geht's! Es konnte auch »wissenschaftlich geklärt« werden (im Gegensatz zu alten mythischen Bildern), »wie die Sonne »funktioniert«« (S. 33f, mit Formel).

Im gedanklichen Gegenzug zu den Erfolgsdarstellungen genannter und noch weiterer »Erklärungen« erfolgt eine dezidierte Ablehnung alles (im Sinne des Autors) »Nicht-Wissenschaftlichen«. Zunächst das klare Bekenntnis und Programm: »Das wissenschaftliche Weltbild ist ein Weltbild ohne Gott. (...) »Gott« wird für eine konsistente und kohärente Beschreibung der Welt nicht mehr gebraucht« (S. 28). Dann eine Bestandsaufnahme und Prophetie: »Die religiösen und philosophischen (ideologischen) Weltbilder sind zusammengebrochen« (S. 28), das Interesse an manchen »Teildisziplinen der Philosophie wie Ontologie – Prinzipien und/oder Ursachen des Seienden, Metaphysik – Lehre vom Transzendenten, und philosophische Anthropologie wird vermutlich erlöschen. Auch die Theologie im engeren Sinne als die Lehre von Gott wird aus dem Kanon der *wissenschaftlichen* Disziplinen ausscheiden ... (S. 88).

Dass es für Mohr eine reale Wissenschaft vom Geistigen weder gibt noch geben kann, ist augenscheinlich. Dass das Natur- und Menschenbild, das er dem Leser serviert, im Kern auch nur eine, und zwar äußerst einseitige und reichlich öde Weltsicht (Weltanschauung, Ideologie) ist, sieht er möglicherweise nicht. Ob er sich die Frage stellt, ob man als Mensch mit dem von ihm vorgestellten Weltbild als *einzige* Quelle seelisch-geistiger Ernährung *leben* kann, weiß ich nicht. Ich verstehe aber sehr wohl, dass viele Menschen angesichts der Geistesöde eines solchen »philosophischen Naturalismus« gegen-

über der gegenwärtigen Naturwissenschaft auf Distanz gehen, zumindest was deren weltanschauungsbildende Substanz bzw. Nichtsubstanz betrifft. Im Übrigen bezweifle ich, ob es angebracht ist, einem als »einführend« deklarierten erkenntniswissenschaftlichen Sachbuch eine solche gleichsam geballte Ladung Weltanschauung mitzugeben, wie es hier faktisch geschehen ist.

Arne von Kraft

Dein Hunger ist mein Hunger

WOLFGANG WEIHRAUCH (Hg.): **Dein Hunger ist mein Hunger**, Flensburger Hefte 100, Flensburger Hefte Verlag, Flensburg 2008, 208 Seiten, 16 EUR.

Dein Hunger ist mein Hunger. Unter diesem provokanten Titel ist die Nummer 100 der Flensburger Hefte erschienen. Ein Jubiläum wäre also zu feiern, so meint man, nach 25 Jahren Tätigkeit. Zum Jubeln aber fordert dieses Thema nun freilich nicht heraus und zum Feiern schon gar nicht.

Auf zweihundert Seiten kommen einige der prominentesten Zeitgenossen zu Wort, die sich dem Kampf gegen den Hunger und den Irrsinn, der seine Ursache und zugleich seine Folge ist, verschrieben haben. Peter Scholl-Latour, Rupert Neudeck, Jimmy und Rosalynn Carter, Michael Engelhardt sind wohl die bekanntesten unter ihnen. Aus den unterschiedlichen Aspekten ihrer Lebenssituation weisen sie auf die Ursachen: die nackte, primitive Gier einiger wirtschaftlich Mächtiger und der Mangel an Einsicht, an Sachkompetenz, an Urteilsvermögen derer, die dieser hemmungslosen Gier Einhalt gebieten könnten. Unsere, der sogenannten Normalverbraucher eigene Gedankenlosigkeit sollten wir wohl nicht vergessen! Zu schlechterletzt läuft alles »ganz einfach« auf ein fatales Defizit an Moral hinaus. (Kommt wirklich zuerst das »Fressen« und dann erst die Moral, lieber Bert Brecht?)

Das Heft enthält auch eindrucksvolle Gespräche mit Menschen, von denen der anderweitig viel

beschäftigte Zeitgenosse hier vielleicht zum ersten Mal etwas erfährt. Es ist hier nicht der Raum, alle diese Aktivitäten genau zu schildern, aber kurz genannt werden sollen sie doch.

Da ist Jeannette Wellers, die gemeinsam mit Susanne Scholaen im Regenwaldgebiet Perus für die Bevölkerung und gegen skrupellose Unternehmer kämpft, wobei die berühmt-berühmte Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft. Das ist ja leider nicht auf Peru beschränkt, aber was dort geschieht, mutet nach diesen Schilderungen besonders haarsträubend an. Immerhin scheint man von politischer Seite doch einiges dagegen zu tun. Das wird in einem Interview mit Hernan Garrido Lecca Montané deutlich, der als Gesundheitsminister die Probleme genau kennt und durch verschiedene Maßnahmen einer Lösung näher zu bringen sucht.

Marica Wiggerthale beklagt vornehmlich die europäischen Agrarsubventionen als Verursacher steigender Lebensmittelpreise und des Ruins der Kleinbauern in der sogenannten Dritten Welt. Mona el-Farra schildert die unmenschlichen Zustände im Gazastreifen und macht in der Hauptsache die Palästinapolitik Israels dafür verantwortlich.

Wolfgang Weihrauch hat eine Fülle von Fakten und Zahlen zusammengetragen, in denen sich der »tägliche Völkermord« ausdrückt. Eine erschütternde Bestandsaufnahme einer »schlicht wahnsinnig gewordenen Zeit«. So bringt Michael Engelhardt die Sache auf den Punkt. Von ihm hat mich ein Satz besonders berührt. Er steht in einem Kalenderbüchlein, in dem er in 365 Vierzeilern seine »ganze Wut über die Welt« ausgedrückt hat, und lautet: »Der gute Wille macht alles immer schlimmer«. Bevor man das als unpassend, zynisch vielleicht gar, zurückweist, sollte man darüber nachdenken.

Am Schluss kommt die biologisch-dynamische Landwirtschaft zu Wort. Zu Wort, aber leider immer noch nicht in notwendiger Stärke zum Zuge. Das wird in dem Gespräch mit dem Ehepaar Sommer, das als Demeter-Bauern in der Nähe von Leipzig für eine vernünftige, sachverständige und sozialverträgliche Landwirtschaft kämpft, allzu deutlich. Wie viele Hin-

dernisse diesem mit wirklichem »Erdverstand« verbundenen guten Willen noch immer in den Weg gelegt werden – man fasst es nicht. Politiker sollten sich doch wohl endlich wieder daran erinnern, dass »Kultur« ursprünglich so etwas hieß wie: Pflege der Erde. Sagte nicht schon Rudolf Steiner, der Schwachsinn könne durchaus epidemisch werden, wenn nicht ...? Aber das würde hier zu weit führen. Es wird allerdings höchste Zeit, dass wir erkennen, wie aus Schwachsinn und Gier der Wahnsinn einer ganzen Zeit erwachsen kann. – Ein Jubiläum also nicht nur der Flensburger Hefte, sondern auch des Hungers. Wie alt mag er geworden sein im Jahre 2008 nach Christi Geburt?

Peter-Wolfgang Maurer

Zeuge der Kindheit

WOLFGANG SCHAD (Hg.): **Die Madonnen des Raphael Santi von Urbino**. Eine Bilder- und Skizzensammlung, Raffael-Verlag, Ittigen 2008, 108 Seiten, 26 EUR.

Schon zu seinen Lebzeiten wurde es empfunden: »Madonna, meine Herrin« – war Maria-Sophia für Raphael vielleicht nicht nur dem Wortsinne nach. Und dies mag mit dazu geführt haben, dass man gerade ihn mit der malerischen Ausführung ihres Bildnisses immer wieder gerne betraut hat. Und so ist denn auch eine ganze Fülle solcher Gemälde aus Raphaels Werkstatt, weit mehr als wir von Leonardo oder Michelangelo kennen, auf uns gekommen. Sie können jetzt erneut bewundert werden, drei- und vierzig an der Zahl, in überwiegend guter Farbwiedergabe, versammelt in einem schönen, handlichen Bildband des Raffael-Verlags, herausgegeben von Wolfgang Schad.

Jeder Reproduktion ist linksseitig eine entsprechende Entwurfszeichnung als Pendant beige-fügt; ein guter Griff, erhält man so auch einen Einblick in den Entstehungsvorgang der Bildfindung. Ein weiterer Vorzug dieser Ausgabe ist, dass schon bei der zügigen Durchsicht der chronologisch geordneten Bilderfolge (ohne Geschriebenes dazwischen) die Motiventwicklung und -verwandlung über eine nahezu

zwanzigjährige Schaffenszeit hinweg deutlich wahrgenommen werden kann. Zum andern lässt der so gewonnene Überblick einmal mehr das raphaelsche Fluidum eindrücklich gewahrt werden, das vorzüglich allen Madonnen seiner Hand eignet.

Die Aussage, die Darstellung Marias und des Jesusknaben sei eben das angestammte Sujet Raphaels, ist nicht nur quantitativ begründet. Er scheint ihrem Atmosphärischen in kongenialer Weise verbunden gewesen zu sein. Das ließ ihn wohl zu ihrem begnadetsten Interpreten werden. Worin liegt der eigentümliche Zauber der raphaelschen Madonnen? Zunächst begegnet einem da die Liebenswürdigkeit und die lyrische Anmut der dargestellten Personen – wie eine Außenseite noch. Diese harmonische Grundstimmung spiegelt auch etwas von dem ausgeglichenen Verhältnis wider, welches der Meister gegenüber der Welt eingenommen haben muss. Es lebt aber weit mehr in seiner Malerei. Zeit muss man sich nehmen, um die Gefühlsinnigkeit, die in die wechselseitigen Berührungen von Mutter und Kind durch Gesten und noch mehr durch Blicke hineingelegt worden ist, auch in sich zum Erblühen zu bringen. Dann kann man von der zarten himmlischen Magie dieser Bilder berührt werden. Und man beginnt zu spüren: Die Substanz, die diese Kunstwerke erfüllt, besteht in einer äußerlich nicht feststellbaren, dafür aber moralisch zu erfahrenden besonderen Art von Licht- und Wärmewirkung.

Sowohl spirituell als auch der künstlerischen Vollendung nach, nimmt die Sixtinische Madonna im Reigen ihrer zahlreichen Schwestern den Rang einer Königin ein. Sie ist so recht eigentlich die Himmelsmutter aller dieser Mütter und Kinder, ihr gemeinsamer Quellort. Wie in einer Schau scheint in ihr das Urbild wesenhaft immerzu gegenwärtig. Diese Ikone, in der Raphael am Höchsten gegriffen hat, bildet auch werkgeschichtlich eine zusammenfassende Mitte.

Eine kunstwissenschaftliche Kommentierung wird man in dieser Ausgabe vergeblich suchen. Das lag auch nicht in den Intentionen des Herausgebers, den man sonst eher als Biologen kennt. Dagegen leistet Wolfgang Schad

in einem knapp fünfseitigen Epilog eine unerwartete Aktualisierung und befreit den Maler aus seiner kunsthistorischen Schublade. In aphoristischen Reflexionen wird eine Kulturgeschichte der Kindheit skizziert, von der als solcher eigentlich erst ab der Neuzeit gesprochen werden kann.

In Raphael erblickt Wolfgang Schad am ehesten einen (johanneischen) Gewährsmann, der Kraft seiner epochalen Werke vor der Welt ein lebendiges Zeugnis dessen abgelegt hat, was man unter »Kindheit« im eigentlichen Sinne verstehen kann. Damit aber rührt Raphael an den innersten Auftrag, der mit der Epoche einer »Neuen Zeit« existentiell verknüpft zu sein scheint. Liegt hierin nicht die Botschaft seiner anrührenden Mutter-Kind-Szenen, gerade auch für unsere Gegenwart?

Mit dieser Edierung hat der Verlag seinem Namensgeber, und nicht nur ihm, einen wirklich guten Dienst erwiesen. Ein griffiger, leuchtend roter Leineneinband mit Goldprägdruck, verziert mit einem eingelassenen Bildausschnitt (große Madonna Cowper), verleiht dem Bändchen zudem ein kostbares Äußeres. Entstanden ist ein bibliophiles Vademecum zur Empfehlung nicht nur für den Kenner und Raphael-Freund, sondern auch für alle, die es noch werden möchten.

Andreas Frister

Aus der Nähe berichtet

PARAG KHANNA: **Der Kampf um die Zweite Welt. Imperien und Einfluss in der neuen Weltordnung**, Berlin Verlag, Berlin 2008, 512 Seiten, 26 EUR.

Parag Khanna unternimmt auf nahezu 600 Seiten den Versuch einer Bestandsaufnahme und vagen Vorausschau der internationalen Beziehungen der von ihm ausgemachten Kernmächte USA, EU-Europa und China und deren Wettstreit um Einfluss in der sogenannten Zweiten Welt. Diese umfasst nach Ansicht des Autors die aufstrebenden, aber noch nicht voll entwickelten Industrieländer, Länder wie Brasilien, die Türkei, Indien, ein Teil der Balkanstaaten und der Staaten Zentralasiens, Sü-

damerikas und Südasiens. Grundthese des Buches ist, dass die genannten zentralen Akteure und Imperien auf die wirtschaftliche, politische und kulturelle Einverleibung der Länder der Zweiten Welt angewiesen sind, um sich als Imperien halten zu können. Umgekehrt sei das für die Länder der Zweiten Welt Chance und Verhängnis zugleich, je nachdem, ob sie aus dieser Konstellation Nutzen ziehen oder im Konflikt zwischen den Imperien zerrieben würden. Letztlich wäre das aber davon abhängig, ob sich zwischen den drei Machtzentren der Prozess der Globalisierung oder der der Verfestigung zu geopolitischen Machtblöcken durchsetzen würde. Ersteres wäre mit Kooperation als Bedingung wirtschaftlicher Verflechtung, zweites mit militärischer und politischer Konfrontation verbunden.

Parag Khanna sieht das kooperative Modell wirtschaftlicher Einbindung und Verflechtung in der EU-Außenpolitik idealtypisch verwirklicht, während die USA seit längerem Gefahr liefen, durch ihre konfrontative imperiale Strategie sukzessive an Einfluss zu verlieren. Gleichzeitig ordnet der Autor den drei Mächten spezifische Ordnungsmodelle zu: Danach präferieren die USA pragmatische und austauschbare Koalitionen – man denke dabei an die Koalition der »Willigen« im Irakkrieg. Die Europäer setzen auf nachhaltigen Konsens und China auf Konsultation.

Parag Khanna, der in den USA als »Director of the Global Governance Institute« tätig ist und der moderaten, linksliberalen im Gegensatz zur neokonservativen bellizistischen außenpolitischen Denkschule der USA zugerechnet werden kann, hat sein recht populär geschriebenes Buch als Ergebnis einer ausgiebigen Weltreise in mindestens neunzig der besprochenen Länder verfasst. So changiert das Geschriebene zwischen Nahbericht und außen- und geopolitischer Reflexion, zwischen Alltagsbeobachtung und Wertung. Nicht immer unterliegen die bereisten Weltteile einem vorurteilslosen Blick, wie ihn der angesehene indischstämmige amerikanische Politikwissenschaftler ausdrücklich anstrebt und für sich reklamiert. Findet der chinesische Entwicklungsweg das prinzipielle Ver-

ständnis des Autors und recht wohlwollende Nahanalysen, so hagelt es in den Reportagen über die Balkanstaaten gängige Vorurteile und Ressentiments. Diese finden sich ebenso in der Bewertung der Staaten des »kaukasischen Korridors« wieder. Neben diesen von Klischees durchsetzten, ganze Länder mit Unkultiviertheit und Korruption identifizierenden Passagen finden sich aber auch wertvolle und interessante Einblicke sowohl in die Realitäten vor Ort als auch in mögliche zukünftige Entwicklungen der bereisten Regionen. Ausnahmslos aufschlussreich sind etwa die Beobachtungen zur Bedeutung des Schwarzen Meeres im Rahmen des anlaufenden Great Game um die Energiereerven und Transportrouten, ebenso die Ausblicke auf die riesigen Rohstoffe im fernen Osten Russlands, in das China längst eingedrungen sei und Russland seinen Einfluss im eigenen Haus streitig zu machen drohe. Dort, so das auf den ersten Blick befremdliche Urteil des Autors, »werden die USA und die EU vielleicht Russland vor seiner potenziell selbstmörderischen Umklammerung Chinas retten müssen, um einen Fuß im Herzland zu behalten.« (S. 135) Doch nimmt man dem Autor diese Sorge um den Zerfall des russischen Territoriums nicht ganz ab, zumal wenn man seine mehrmalig an die EU gerichteten Empfehlungen bedenkt, diese solle ihr Imperium bis zum Kaspischen Meer erweitern; wohlgemerkt: in traditionelles Einflussgebiet Russlands und der Türkei. Auch mutet die Prämisse des Autors recht verwegen an, Europas Einfluss steige und falle mit der Aufnahme der Ukraine und der Türkei in die EU. Dass deren Aufnahme, einmal abgesehen von dem Affront Russland gegenüber, eine finanzielle Überdehnung mit sich bringen würde, wird erst gar nicht erwogen. Trotz solcher und ähnlicher gewöhnungsbedürftiger Vorstellungen lohnt die Lektüre des Buches, zumal in Parag Khannas einbindender, pro-europäisch erscheinender Position bei gleichzeitiger Eröffnung einer Russland gegenüber harten Linie die Grundsätze der künftigen Außenpolitik der USA vorgezeichnet erscheinen.

Gerd Weidenhausen